

Impressum

1. Auflage April 2023

© Skandar Sachse

Skandar Sachse, Oberer Seitenweg 25, 09619 Dorfchemnitz

Herausgeber/Druckerei: Bookmundo

Lektorat: Susann Pacher

Korrektorat: Silva Albertini / Lektorat Eichensagen

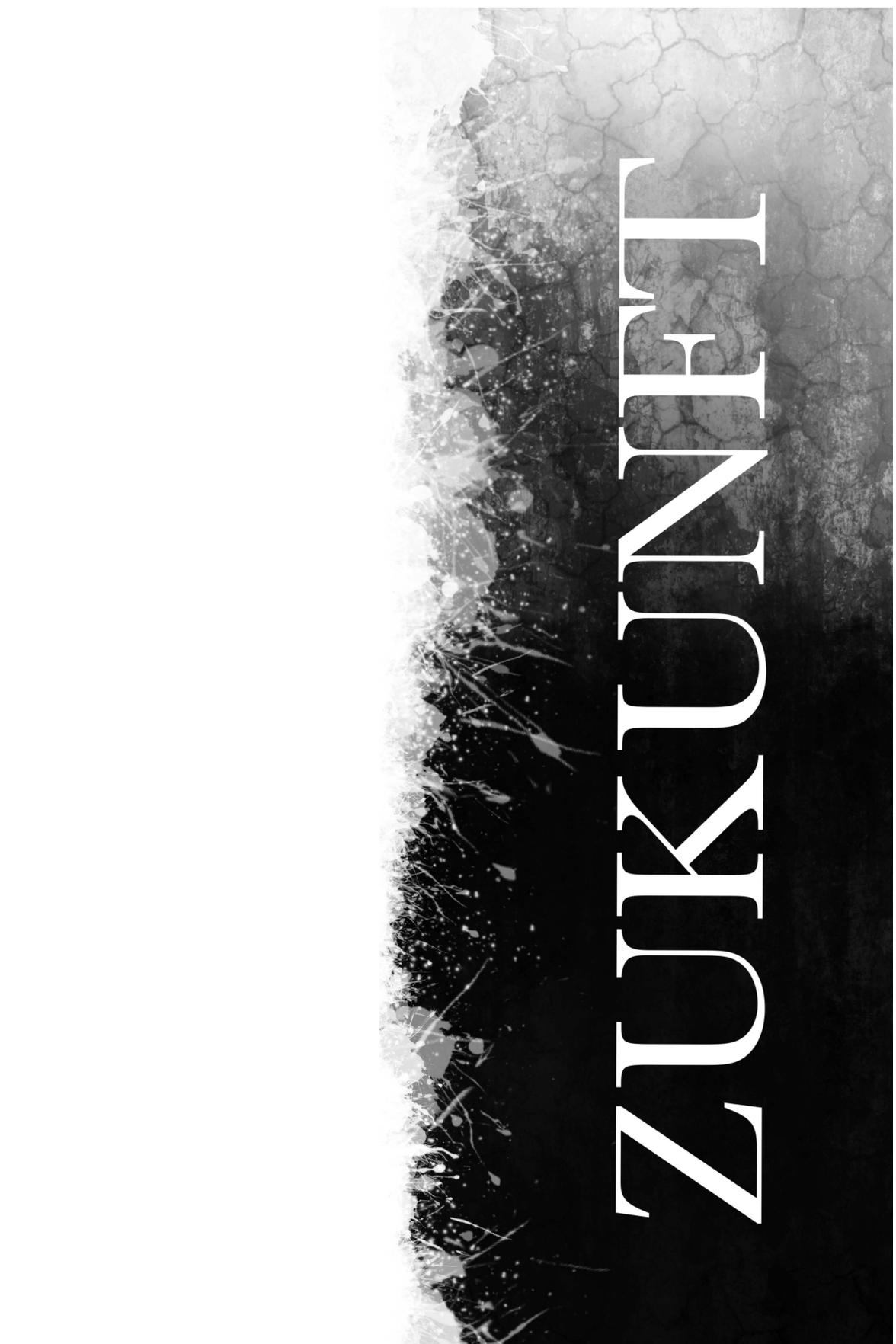
Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung und Vervielfältigung dieses Buches, sowie die Übersetzung des Werkes ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors gestattet.

IF
WE
TURN
INTO
VILLAINS

Skandar Sachse

TRIGGERWARNUNG

Sexueller Missbrauch



ZUKUNFT

27. November 2021

Charlie

Es ist das erste Mal, dass Charlie in einem Leichenschauhaus einbricht – noch dazu in Begleitung eines Serienmörders.

Das Tor ist abgeschlossen. Constantine hievt sich über den Zaun und verschafft sich Zutritt zu dem Grundstück. Kaum auf der anderen Seite angekommen, schaut er zurück zu Charlie, die mehrere Versuche benötigt, um sich hochzuziehen. Immer wieder rutscht sie an den Eisenstangen ab. Als sie endlich Halt findet, schafft sie es nicht, ihr Bein über den Zaun zu heben, ohne dass sich ihr Hosenbein an den lilienförmigen Speerspitzen verfängt. Constantine lächelt schadenfroh. »Das deutet ich jetzt als Zeichen dafür, dass du draußen bleiben solltest.«

Charlie zieht einen Schmollmund. »Bitte hilf mir. Ich will mitkommen.«

Seufzend nähert er sich dem Zaun, streckt die Arme durch die Stäbe und formt mit den Händen eine Stufe. Charlie tritt drauf und lässt sich von ihm hochheben. Sie schafft es über das Tor und springt auf der anderen Seite hinab. Hinein in eine Pfütze.

»Danke.«

Constantine schnaubt nur. Statt auf sie zu warten, geht er auf das Leichenschauhaus zu. Das Laternenlicht von der Straße bringt die Regentropfen auf seinem Mantel zum Glitzern. Seine breiten Schultern werden durch die glänzenden Wasserperlen sichtbar.

Der Atem der Novembernacht jagt Charlie eine Gänsehaut über den Rücken. Sie trabt über den Kiesweg, um aufzuholen. An seiner Seite angekommen, macht sie für jeden seiner Schritte zwei.

Wegen des zunehmenden Sturmes stellt Constantine den Kragen seines Trenchcoats auf. Der Saum flattert im Wind wie die Flügel eines Raben. Kein Mann verkörpert den Boogeyman besser als er.

Charlie reckt das Kinn vor und kneift die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Bemüht sich darum, Constantines verbitterten Blick, mit dem er vielleicht jemanden töten könnte, nachzueifern. Bei der Vorstellung, wie lächerlich sie dabei aussehen muss, prustet sie fast los vor Lachen.

Constantine erreicht die Eingangstür und starrt durch ihre Glasscheibe. Regen prasselt dagegen, läuft in Rinnsalen an dem Glas hinab.

Charlie blickt an der Hausmauer hoch. »Da sind Kameras.«

»Und?«

»Die machen uns keine Probleme, oder?«

»Wohl kaum.«

Klar. Er hat Superkräfte. Als ob er Angst haben muss, erwischt zu werden.

Sie blickt zu einer Kamera hoch, streckt ihre Zunge raus und schneidet Grimassen.

Constantine fischt aus seiner Jeanstasche zwei verbogene Büroklammern. Charlies Augen leuchten auf. »Lass mich das Schloss knacken.«

»Nein.«

Sie zieht ein beleidigtes Gesicht. »Aber ich muss üben!«

»Dein Üben besteht aus kläglichen Versuchen und Gejammer. Heb es dir für einen Zeitpunkt auf, an dem ich nicht dabei sein muss.«

Leise vor sich hinmaulend verdreht Charlie die Augen. »Bitte, darf ich drei Minuten versuchen?«

Er dreht sich zu ihr um. Eine Braue zuckt in die Höhe.

»Drei Minuten. Bitte! Wenn ich es nicht schaffe, frage ich heute nicht mehr.«

Zum ersten Mal in dieser Nacht huscht ein Lächeln über Constantines Gesicht. »Es ist kurz vor Mitternacht. Nicht mehr lange, dann ist morgen. Ist das ein Trick?«

Charlie blinzelt, zieht die Stirn kraus. Das war nicht ihre Absicht. Doch die Idee ist gut und es ist die Gelegenheit, sich als schlau auszugeben. Sie schmunzelt, zuckt die Schultern. »Jaaa, einen Versuch war es wert.«

»Versuch gescheitert.« Constantine setzt die verbogenen Büroklammern am Türschloss an. »Du kannst im Motel üben.«

Keine Minute später klickt das Schloss und er schiebt die Werkzeuge zurück in die Hosentasche. Constantine zieht die Tür auf und dringt in das Gebäude ein. »Falls es eine Alarmanlage gibt, hab ich sie soeben ausgelöst.«

»Hä? Müssten dann nicht Sirenen heulen?«

»Es gibt auch stumme Alarmer, bei denen die Polizei informiert wird.«

Warntöne würden den Täter nur verscheuchen.«

Charlie schaut über die Schulter, hält Ausschau nach Cops. Die Straße ist menschenleer. Fette Wassertropfen klatschen auf den Asphalt. In Bächen rinnt das Wasser die Fahrbahn hinab und verschwindet in Schachtdeckeln. Ein Lufthauch verlässt ihre Kehle und der Wasserdampf steigt sichtbar vor ihren Augen auf. Verblasst.

»Die Polizei kann sich nicht teleportieren«, entgegnet Constantine, als ob er ihre Gedanken lesen könnte.

»Jaja, kann ja sein.«

Charlie dreht sich um, folgt ihm ins Leichenschauhaus und schließt die Tür, um die Kälte auszusperrn. Nur wenig Licht fällt durch die Fenster. Charlie knetet die Hände. Sie, eine Zwölfjährige, bricht mit einem Mörder, den sie erst seit Kurzem kennt, beim Gerichtsmediziner ein. Endlich. Ihr Leben findet zur Normalität zurück.

Constantine regt sich. Er steuert eine Tür am Ende des Ganges an. Als diese sich nicht öffnen lässt, zückt er die provisorischen Dietriche.

Die Tür, die er öffnet und durch die Charlie ihm folgt, führt in einen dunklen Raum. Erst hier wagt er es, eine Lampe einzuschalten. Die Leuchtstoffröhren werfen ihr kaltes Licht über den Raum.

Charlie kneift die Augen zusammen, ehe sie sich umsieht. Weiße Fliesen bedecken sowohl den Boden als auch die Wände. Es gibt mehrere Metallschränke und einen Präparationstisch.

Sie wirft einen Blick zu Constantine. Er ragt vor ihr auf wie ein knöchriger Baum. An diesem bleichen Ort fügt er sich mit seiner gespenstisch fahlen Haut und den Schatten unter seinen Augen nahtlos ein. Sein Haar ist eher weiß als blond und zwischen seinen Lidern fängt er die endlose Kälte des Polarmeeres ein.

Charlie tritt zu einem schiebbaren Metalltisch. Behälter mit Desinfektionsmittel stehen darauf und ... sie legt den Kopf beim Lesen des Etiketts schief. Form-alde-hyd. Keine Ahnung was. Daneben sind Zangen, Scheren und ein Skalpell. Letzteres greift sie sich und begegnet darin der Spiegelung ihres braunen Auges. Es strahlt Sanftmut aus. Sie lenkt die Klinge nach links, betrachtet ihr anderes Auge. Eiskaltes Blau. Dort ist kein Platz für überflüssige Herzenswärme. Es gleicht Constantines Iriden. Der Farbe eines Killers.

Charlie schluckt schwer und legt das Messer zurück. »Das ist wie in Frankensteins Labor.«

»Hier werden die Leichen obduziert«, erklärt er, während er die Schubladen durchsucht.

»Hier wird was?« Obduzieren. Nie davon gehört.

Constantine wühlt sich weiter durch die Schubladen. Was immer er sucht, er findet es nicht. Mit hängenden Schultern schiebt er die Kästen wieder zu. »Man sucht nach einer Todesursache. Zum Beispiel nach Messerstichen, Schusswunden oder Würgemalen. Die Gerichtsmediziner schneiden die Leichen auf und entnehmen ihnen die Organe, um sie zu untersuchen.«

»Und danach?«

»Beim Bestatter werden sie dann gewaschen und für die Beerdigung hergerichtet. Man pumpt sie mit Chemikalien voll, damit sie bis zum Begräbnis ansehnlich bleiben. Man schminkt sie sogar, um die Leichenblässe zu kaschieren.«

Charlie grinst schief. »Lebensechte Schminkpuppen.«

Constantine hält in der Bewegung inne, blickt verständnislos zu ihr. Er setzt mehrmals zum Sprechen an, nur um es letztlich doch sein zu lassen. Kopfschüttelnd läuft er zu einer Tür.

Wie ein Entenküken seiner Mutter folgt, trottet Charlie dem Killer nach. Die Temperatur fällt ab, sobald sie in dem Raum ankommen.

Constantine schaltet das Licht an. Vor ihnen sind riesige Schubladen in eine Wand eingearbeitet.

Charlie hält kurz den Atem an. »Sind da die Toten drin?«

»Willst du lieber draußen warten?« Constantines Lippen kräuseln sich amüsiert.

Charlie trotzt ihm mit einem strafenden Blick. »Nein.«

»Ich tröste dich nicht, wenn du beim Anblick einer Leiche durchdrehst.«

»Ich habe bereits Tote gesehen. Hör auf, mich wie eine Fünfjährige zu behandeln.«

Constantine zieht scharf die Luft zwischen den Zähnen ein. Sein Blick lastet auf ihr. Er öffnet den Mund, hält aber die Worte zurück.

Charlie erstarrt. Genau das wollte sie ihm nie anvertrauen. Dieser Schandfleck aus ihrer Vergangenheit geht ihn nichts an. Er geht

niemanden etwas an.

»Wenn du über deine Eltern sprechen wolltest, hättest du es längst getan.«

Die Farbe weicht aus ihrem Gesicht. Sie ist jetzt sicher genauso blass wie die Leichen, die in den Schubladen auf sie warten. »Ich habe nie gesagt, dass meine Eltern die Toten waren.«

»Eine Vermutung«, gesteht er. »Du bist berechenbar, Kind.«

»Du hast meine Gedanken gelesen.«

»Ja klar.« Er lacht. »Was sonst?«

Charlie streckt ihr Kinn vor, verschränkt die Arme vor der Brust. »Du hast doch Superkräfte. Warum nicht auch Gedankenlesen?«

Constantine legt den Kopf in den Nacken und stöhnt. »Wie oft noch? Es gibt keine Superkräfte.«

»Aber ...«

»Fokus! Ich habe Wichtigeres zu tun, als über Helden zu reden, die es nicht gibt.« Statt sich den Schubladen in diesem Kühlraum zuzuwenden, zieht er eine weitere Tür auf. Eine eisige Wolke dringt aus der Kammer.

Charlie runzelt die Stirn. »Wonach suchst du?«

»Nach einer Leiche.«

Charlie mustert die Schubladen. »Guck doch erst mal hier.«

»Das ist der vier Grad Kurzzeit-Kühlraum. Nicht identifizierte Tote kommen in die Langzeit-Kühlräume. Dort herrschen circa minus zwanzig Grad Celsius.«

Constantine geht voraus. Charlie folgt ihm in den Raum. Sofort zieht sie fröstelnd die Schultern nach oben und reibt sich über die Arme. Die Kälte bringt ihre Nackenhärchen zum Aufstellen. Als ob sie von einem Kühlschranks in ein Gefrierfach gewandert wäre. Dieser Raum ist größer und mit vielleicht vierzig Schubladen ausgestattet. Constantine nähert sich einer. Ohne schlechtes Gewissen öffnet er das Fach und fährt die Bahre mit dem darauf liegenden Leichensack heraus. Er zieht den Reißverschluss am Fußende auf und mustert die Leiche.

Charlie tritt näher. Zögernd streckt sie den Finger aus, berührt die gefrorene Haut des Toten.

Constantine schlägt ihre Hand weg. »Hör auf, die Leiche zu begripschen.«

»‘tschuldigung.«

Augenrollend zieht er den Sack zu, schiebt die Trage zurück und schließt die Schublade. Er wendet sich dem nächsten Fach zu, wiederholt das Ganze. Wieder ein Fehlschlag. Die dritte Schublade ist leer.

»Suchst du einen Mann?«

»Ja.«

Charlie folgt seinem Beispiel und durchsucht ein Fach. Sie greift sich das Schild, das der Leiche um der Zehe hängt, aber es steht kein Name drauf.

»Männlich, geschätzt vierzig.«

»Nein.«

Nächstes Fach. »Männlich, geschätzt achtzig.«

»Auch nicht.«

Weiter zur nächsten Schublade. »Arthur? Bei dem Toten steht kein vollständiger Name.«

Constantine stürzt auf die Leiche zu. Seine Finger zittern, als er den Reißverschluss des Sackes packt und diesen vollständig öffnet. Charlie schnappt nach Luft, reißt ihre Augen auf. Die einzigen unversehrten Stellen sind Füße und Hände. Der Mann wurde scheinbar in Säure oder kochendes Öl getaucht. Oder verbrannt. Keine Ahnung, vielleicht kann Constantine diese Wunden deuten.

Von der Haut ist kaum etwas übrig. Sie ist voller Rötungen, Blasen und tiefe Krater haben sich bis ins Fleisch gefressen. Der Brustkorb ist zerstoßen und eine Y-förmige Naht zieht sich über seinen Leib. Jemand hat das Gesicht scheinbar mit einem Stein oder einem Hammer entstellt. Der Schädel ist so zertrümmert, dass jeder Knochen schief sitzt. Der Kiefer hängt nach unten. Alle seine Zähne fehlen. Wo einst seine Augen saßen, befinden sich nur zwei hohle Brandlöcher. Wer auch immer ihn getötet hat, hat sich die Mühe gemacht, seine Fingerkuppen abzuschneiden. An den Handgelenken, wo die Haut noch vorhanden ist, zeichnen sich wundgescheuerte Abdrücke ab. Als hätte er Fesseln getragen.

Constantine schiebt die Leiche von der Trage. Starr wie ein Tiefkühlhähnchen kracht sie auf die Fliesen.

Stirnrunzelnd sieht Charlie ihm dabei zu, wie er den Ermordeten auf dem Boden ordentlich platziert. Constantine legt sich neben ihn auf den

Rücken und bringt seine Füße auf dieselbe Höhe wie die der Leiche. Als er den Kopf Richtung Gesicht des Toten dreht, fehlen nur wenige Zentimeter, bis sie auf Augenhöhe sind. Constantine führt seine Hand zur höchsten Stelle seines Kopfes und gleitet parallel zum Kopf des anderen hinüber. »Täusch ich mich oder sind wir gleich groß?«

Charlie stellt sich direkt neben ihn, blickt von Kopf zu Kopf. »Du bist kleiner.«

»Um wie viele Zentimeter?«

Sie kratzt sich das Kinn. »Vielleicht zehn?«

Constantines Augen weiten sich, die Atmung geht flacher. Dann grinst er. Breit und grauenvoll. »Heute ist Weihnachten!«

Er springt vom Boden auf, legt den Kopf in den Nacken und prustet los. Seine Schultern beben vor Lachen. Tränen rinnen zwischen seinen Lidern hervor. Er verschluckt sich an seinem Gekicher, hustet.

Charlie fröstelt, kaut auf ihren Lippen. »Was ist los?«

»Das ist nicht Ari. Ich wäre viel größer als er.« Er dreht sich ihr zu, schenkt ihr ein Lächeln, um welches der Teufel ihn beneidet hätte. »Soll heißen, ich kann den Scheißkerl immer noch eigenhändig umbringen.«



JETZT

15. November 2021

Constantine

Sal Constantine stützt die Arme gegen die Metallstangen seiner Gefängniszelle. Das Eisen sticht kalt in seine Haut, erweckt eine Gänsehaut zum Leben, die sich auf seinen unterkühlten Gliedern ausbreitet. Die Nächte im Knast sind frostig. Eisblumen haben sich auf den Fensterscheiben gebildet und der Atem steigt als Wasserdampf in die Luft auf. Wäre die Kälte nicht so unangenehm, hätte der Anblick des Frostes etwas Magisches. Ohne Heizkörper innerhalb der Zelle wird der nahende Winter zu einem Haha-fick-dich-Zeichen Gottes. Als lächele dieser auf ihn herab.

Constantine schließt die Augen, lehnt die Stirn gegen die Stangen. Nicht mehr lange. Nur noch ein paar Stunden, bis er Gefängnisausbruch Nummer neun wagt. Und hoffentlich hat er dieses Mal Erfolg. Ein Ausbruch aus dem Gefängnis ist seine einzige Möglichkeit, wieder die Freiheit zu erlangen. Nimmt er sein Schicksal nicht selbst in die Hand, verweilt er in dieser Einöde bis man ihn zum Schafott abführt.

Todesstrafe. Die Stimme des Richters hallt in seiner Erinnerung nach. Das Urteil hat sich wie ein Brandzeichen in sein Gehirn gesengt. Er muss hier raus. Schnell. Constantine darf nicht vor Ari sterben.

Schlüssel klimpern. Schritte ertönen. Das Fluchen und Grölen der anderen Häftlinge setzt ein. Das ist der Moment, in dem Constantine die Lider hebt und auf den Gang blickt. Drei Wärter kommen den Flur entlang. Sie sind mit Schlagstöcken und Tasern bewaffnet. An ihren Gürteln baumeln Handschellen. Jeder schiebt einen Rollwagen über das graue Linoleum. Auf den Servierwagen stapeln sich mit Essen überfüllte Tablettts. Toast, so hart, dass er zwischen den Zähnen knirscht, und nährstoffarm wie Sand. Nur das Beste für den Abschaum der Welt.

»Bewegt euren Scheißarsch her, ihr Penner! Ich hab Hunger!«, brüllt ein tätowierter Punk aus der Zelle gegenüber.

Constantine mustert den Punk. Wie jedes Mal, wenn er sich seine Superkraft zunutze macht, kribbeln seine Schläfen. Es ist, als

manifestiere sich in seinem Kopf ein zweites Bewusstsein, das er aus seinem Körper freilassen kann. Eine Verkörperung seines Willens, die in das Hirn einer Person eindringt und dessen Gefühle so manipuliert, wie Constantine es verlangt.

Der Punk sinkt heulend auf die Knie. Er kriecht in die Ecke seiner Zelle und schlingt die Arme um den Kopf. Zitternd wiegt er sich vor und zurück. Sein Schluchzen ist bei dem Geschrei, der übrigen Kriminellen nicht zu hören. Niemand beachtet ihn. Nur Constantine. Seine Mundwinkel zucken amüsiert.

Dafür, dass er seine Superkraft erst vor wenigen Tagen entdeckt hat, richtet sie eine Menge Leid an. Zu welchem Ausmaß wäre er fähig, wenn er sie trainieren würde?

»Hey, Süßer. Willst du meinen Schwanz lutschen?«, ruft ein Weißer zu einem Wärter hinüber. »Ich hole ihn extra für dich heraus. Schau!«

Er tut es tatsächlich. Er schwingt sein bestes Stück durch die Luft.

Noch mehr Gebrüll und Gelächter. Die Kriminellen verspotten sich gegenseitig, dann verhöhnen sie die Aufseher und fluchen über die Mütter der anderen. Nennen sie Huren oder emotionale Heulsusen, die es nicht geschafft haben, Söhne wie sie abzutreiben.

Erneut schließt Constantine die Lider und schlägt die Stirn gegen das Eisen. Vorhölle. Es könnte schlimmer sein.

»476, zurück vom Gitter.«

Er blinzelt, als er seine Nummer hört. Er schaut in das Gesicht einer Wache. Mit einem Tablett in den Händen steht er vor seiner Zelle. Wie zuvor formt Constantine mit bloßen Willen ein zweites Bewusstsein, das außerhalb seines Körpers auf Wanderschaft geht. Sein Geist dringt in den Kopf des Wachmannes ein, um seine Gehirnnareale zu unterwerfen. Nerven erzeugen elektrische Impulse. Die Bereiche, die er benötigt, um den Willen des Aufsehers zu brechen, werden greifbar. Amygdala, limbisches System und andere Gehirnteile, die seit Tagen seine besten Freunde sind. Sie sind ihm schutzlos ausgeliefert. Constantine umklammert sie wie einen Hebel, drückt sie. Dopamin und Serotonin durchfluten den Wärter. Grübchen graben sich in die Wangen seines Opfers. Sein Gesicht ist übersät mit Lachfalten.

»Heeey!« Seine Augen glänzen, als halte er zwischen seinen Lidern den

Sternenhimmel gefangen. »Ich hab dein Frühstück.«

»Ich weiß.« Constantine erwidert das Lächeln gezwungen. »Ich brauche etwas anderes. Nicht das. Tust du mir einen Gefallen?«

»Klar. Was darf's sein? Eine Stunde länger auf dem Hof? Kann ich einrichten.«

»Um neunzehn Uhr befreist du in einem anderen Gebäudeteil mehrere Kleinkriminelle aus ihren Zellen. Sorg dafür, dass sämtliche Aufseher abgelenkt sind und sich nicht bei mir im Trakt aufhalten.«

Der Wachmann schüttelt mit schockgeweiteten Augen den Kopf. »Oh nein!«

»Öffne danach über das Kontrollzentrum die nötigen elektrischen Tore und Sicherheitsschleusen, damit ich von diesem Trakt aus nach draußen gelangen kann. Und deaktiviere Kameras und Alarmanlagen. Gib mir den Schlüssel meiner Zelle. Ich möchte nur hier raus. Ohne jemandem«, Constantine wirft einen kurzen Blick zur Zelle, in der sich der Punk heulend vor und zurück schaukelt, »zu schaden.«

Der Aufseher sieht sich um, als befürchte er, seine Kollegen hätten sie gehört. »Nein. Auf keinen Fall. Ich könnte meinen Job verlieren.«

Constantine brummt. Er unterdrückt ein Fluchen. Wieder übernimmt er die Kontrolle über die Gehirnareale und Emotionen des Wärters. Macht ihn zu seiner Marionette. »Bitte. Ich mache es wieder gut. Was soll ich für dich tun?«

Der Wärter schnappt nach Luft und rückt näher zu ihm heran. »Es gäbe da ... eine Sache.«

Constantine lächelt. »Was für eine?«

»Würdest du einen Kollegen für mich aus dem Weg räumen? Ohne Mord. Du müsstest nur seinen Ruf ruinieren, damit er gefeuert wird. Dann wäre ich den Kerl los.«

»Ich tu es.«

Der Aufseher weitet seine Augen. »Wirklich?«

»Natürlich.« Die Lüge kommt ihm ohne Probleme über die Lippen.

»Wenn ich dich rauslasse, darfst du niemanden mehr töten. Geht das klar?«

Constantines Kiefer spannt sich an, er rümpft die Nase. Sein Bewusstsein, mit dem er in den Kopf des Mannes eingedrungen ist,

reagiert erneut. Er bahnt sich tiefer in das Hirn hinein und verstärkt die Funktionen für Freundschaft und Vertrauen. Die Miene des Wärters hellt sich auf. Die aufgezwungene Zuneigung macht den Kerl so gutgläubig wie einen Welpen.

Der Aufseher zuckt die Achseln. »Ach, vergiss es. Ich glaub, die Zeiten mit den Morden hast du hinter dir gelassen.« Der Wärter schaut zu seinen Kollegen. Sie verteilen das Essen, statt sie zu beachten. Er wendet sich an Constantine. Nickt. »Ich tu es. Triff mich, wenn du frei bist, bei den Parkplätzen. Dann sag ich dir alles, was du wissen musst, um den Typen auszuschalten.«

Er stellt das Tablett mit dem Essen auf der Durchreiche ab und kramt seinen Schlüsselbund hervor. Er löst einen Schlüssel von dem Bündel und legt diesen zwischen zwei Toastscheiben. Constantine greift sich das Tablett bei der Öffnung und zieht es in den Raubtierkäfig. Nur mühsam unterdrückt er ein dämonisches Lächeln.

Der Wärter dreht den Kopf zur Seite. Er kaut auf den Lippen, blinzelt zögerlich zu ihm auf, als wäre es ihm peinlich, dass er einem Gefangenen hilft.

»Sag zu niemandem ein Wort«, schärft Constantine ihm ein. »Halte mich bei meinem Ausbruch nicht auf.«

Der Wärter schluckt schwer, nickt aber. Natürlich nickt er. Alle Marionetten unterwerfen sich dem Puppenspieler.

»Gott hasst mich.« Constantines Schultern sacken in die Tiefe.

Die Wärter fordern die Häftlinge auf, die Hände durch das Gitter zu stecken, um sich Handschellen anlegen zu lassen. So startet jede Zellendurchsuchung. Zuerst fesselt man alle Insassen und danach sucht man sie und ihre Gefängnisse ab. Scheiße.

Es gibt öfters Kontrollen. Sie werden nie angekündigt. Constantine versucht schon jahrelang, ein Muster zu erkennen. Er hat die Tage von einer Durchsuchung bis zur nächsten gezählt. Es steckt kein System dahinter. Die Wachen beabsichtigen, sie zu überraschen, damit ihnen keine Zeit bleibt, selbst gebastelte Waffen oder hineingeschmuggelte Drogen zu verstecken.

Constantine schluckt schwer. Fänden sie den Schlüssel bei ihm, wäre auch sein neunter Ausbruchversuch gescheitert. Seine Superkraft wird ihm nicht helfen. Um mehr als zwei Leute auf einmal zu manipulieren, fehlt ihm das Training.

Er atmet tief ein, versucht, sich seine Nervosität nicht anmerken zu lassen. Vorhölle. Er lächelt. Lächelt, so breit er kann. Angstschweiß rinnt ihm den Rücken hinab, seine Hände werden feucht. Vorhölle! Es könnte schlimmer sein.

Noch sind die Wärter mit den Häftlingen beschäftigt, die sich am vorderen Ende des Ganges befinden. Sie alle zu fesseln wird noch ein bisschen dauern. Constantines Zelle liegt in der Mitte des Flures. Ihm bleiben nur wenige Minuten, um den Schlüssel verschwinden zu lassen, ehe sie zu ihm kommen.

Er dreht sich vom Gitter weg, sucht den Raum ab. Es gibt nur wenige Verstecke. Es lohnt sich nicht, den Schlüssel zwischen Bettgestell und Matratze zu schieben. Die Matte wird bei jeder Kontrolle angehoben. Den Schlüssel in den Kissen- oder Deckenbezug zu stecken, wäre hoffnungslos. Sie ziehen den Stoff ab, wenn sie den Gegenstand darin ertasten.

Es gibt ein Regal. Darauf liegen eine Vielzahl von hart erarbeiteten Zeitschriften. Diese wird man durchblättern. Der Abfluss vom Waschbecken ist fest verankert. Dort kann er die Schlüssel nicht reinstopfen. Bleibt nur die Toilette.

Constantine schließt die Augen, seufzt. Er steuert das Klo an und kramt den Schlüssel aus seinem Hosenbund. Er wickelt mehrere Lagen Klopapier drum rum, sodass er in der Toilette nicht zu erkennen ist. Sollten die Wärter den Klodeckel anheben, ist alles, was sie sehen Papier, das nicht weggespült wurde. Mit einem Platschen versinkt das Knäuel im Klo. Lächelnd lässt Constantine den Deckel hinab und setzt sich aufs Bett. Lehnt den Kopf gegen die Wand. Ihm passiert nichts. Kein Wärter greift in die Toilette, um nachzusehen, was das für ein Ballen ist. Was, wenn sie mit Stöcken darin herumrühren und das Papier lösen? Nein. Werden sie nicht. Warum sollten sie? Warum sollten sie nicht? Obwohl sein Puls rast, hat Constantine gelernt, seinen Körper unter Kontrolle zu halten. Seelenruhig sitzt er da. Nur sein Zeigefinger

trommelt auf seinem Oberschenkel. Tapp, tapp, tapp. Im Rhythmus seines rasenden Herzens.

Wenn etwas schief geht, soll er die Bestrafung über sich ergehen lassen oder das Risiko eingehen, sich mit seiner Superkraft zu wehren? Einen Menschen zu manipulieren ist leicht. Zwei schafft er auch noch. Ab drei wird es kritisch. Gegen Horden hat er keine Chance. Und die Wärter sind scharenweise unterwegs. Sie würden ihn mit Gummigeschossen abknallen, ihn tasern. Mit Schlagstöcken auf ihn einprügeln.

Bitterer Geschmack liegt ihm auf der Zunge. Seine Mundwinkel ziehen sich nach unten. »Durch Wände gehen können – das wäre es.«

»476, komm ans Gitter.«

Träge öffnet Constantine die Augen. Beim Aufstehen vom Bett nimmt er sich Zeit. Streckt sich, lässt die Halswirbel knacken, täuscht ein Gähnen vor, schlurft über den Boden. Er tut alles, um diese Situation in die Länge zu ziehen. Als ob er das Unausweichliche hinauszögern könnte. Naive Illusion. Neben der Tür angekommen, hält er beide Hände durch das Gitter. Sofort erntet er die genervten Blicke der Wärter.

»Jedes. Beschissene. Mal«, zischt einer der Männer. »Wie oft willst du es noch hören, dass du dich mit dem Rücken zu uns zu stellen hast?«

Constantine lächelt mild, senkt die Hände. »Es sind die kleinen Dinge im Leben, die Spaß machen.«

»Es gibt Frauen, die sind anderer Meinung.« Der Mann hebt die Handschelle, klimpert damit. »Hör auf, Zeit zu schinden. Dreh dich um. Und Hände durchs Gitter. Beeilung. Ich habe heute noch was anderes vor.«

Ergeben drückt Constantine seinen Rücken gegen die Stangen und führt erneut die Hände hindurch. Metall schließt sich um seine Gelenke. Die Fesseln schneiden in sein Fleisch.

Die Wärter gehen weiter, fesseln die übrigen Gefangenen.

Prüfend wagt Constantine einen Schritt von dem Gitter weg. Statt durch sein Gefängnis tigern zu können, bleibt er mit der Handschelle an den Eisenstangen hängen. Keine Chance, sich loszureißen. Minuten verstreichen. Constantine blickt über die Schulter, sieht wie die Wärter

die Häftlinge und ihre Zellen durchsuchen. Schließlich wird die Tür zu seiner Zelle aufgeschlossen. Hinein kommen drei Aufseher. Der Mann, dem er am Morgen das Gehirn gewaschen hat, ist nicht unter ihnen. Dafür jemand, der so muskelbepackt ist, dass er einen Stier mit bloßen Armen strangulieren könnte. Käme es zu einem Faustkampf, hätte Constantine mit seinem ausgezehrteten Körper keine Chance gegen diesen Hünen. Der andere Wärter reicht dem Riesen nur bis zur Schulter.

Was der eine an Muskeln zu viel besitzt, fehlt seinem Kollegen. Gegen diesen Kerl gewinnt Constantine eine Prügelei, wenn er sich seinen Weg herausboxen muss. Der Bulle und der Zwerg stellen sich neben Constantine. Ein dritter Wärter tastet ihn ab. Seine Hände fahren über seine Arme, den Rücken, den Bauch. Entlang der Beine und hinein in den Schritt. Constantine verzieht das Gesicht.

Der Aufseher kontrolliert seine Schuhe. Dann zwingt er ihn, den Mund zu öffnen, und leuchtet mit einer Taschenlampe hinein. Er wendet sich von ihm ab und weist seine Kollegen an, darauf zu achten, dass Constantine sich nicht rührt. Die Durchsuchung seiner Zelle beginnt. Wie vermutet, überprüft der Wärter die Matratze, das Kissen sowie die Decke. Nichts kommt zum Vorschein, außer ein paar Toastkrümeln. Auch das Regal mit seinen Magazinen sucht er ab. Der Kerl blättert durch die Hefte, vermutlich, um geheime Botschaften zu finden. Als er keine findet, legt er sie seufzend zurück. »Biotechnologie, Genetik, Klonierung, Anatomie des Gehirns. Nicht ein einziges Pornoheft. Verdammte Streber. Die sind unberechenbar.«

»Streber sind nicht intelligent. Wir spicken nur besser.« Constantine lehnt sich mit aller Gelassenheit, die er aufbringen kann, gegen das Gitter zurück. »Keine Angst. Ich bin kein unvorhersehbarer Psychokiller mit einem IQ über 150.« Seine Mundwinkel zucken in die Höhe. Er bringt die Art von Lächeln zustande, bei denen Kinder anfangen zu weinen.

Der Zwerg prustet los vor Lachen, stoppt aber abrupt, als er den ernstesten Blick seines Kollegen erntet. Räuspernd senkt er den Kopf, verkneift sich ein Grinsen.

Der Aufseher legt die Magazine fort. »Bin ich froh, dass du bald in ein moderneres Gefängnis verlegt wirst. Da wird dir keine Zahnsperre helfen, ein Schloss aufzuknacken. Da ist jede Zellentür elektrisch gesichert.«

Constantine lässt die Erinnerung Revue passieren. Ein paar Häftlinge haben sich bei einer Prügelei mit Leidenschaft die Zähne ausgeschlagen. Wegen eines Puddings. Er musste nur noch die Zahnspange samt den Zähnen vom Boden aufsammeln und schon konnte er sich aus den Drähten einen Dietrich basteln. Das war sein siebter misslungener Ausbruchversuch.

Der Wärter durchkämmt Ecken und Winkel, die so unscheinbar sind, dass niemand auf sie geachtet hätte. Selbst die Deckenleuchten, sucht er ab. Als sich der Wärter der Toilette nähert, schnellst Constantines Puls in die Höhe. Sein Atem stoppt. Sein Gehirn rattert, sucht nach einem Ablenkungsmanöver. Er räuspert sich. »Sucht ihr etwas Bestimmtes? Meine Pläne, wie ich die First Lady entführe und sie das Stockholm-Syndrom entwickeln lasse, habe ich zerstört.«

»Spar dir den Sarkasmus.« Der Wärter schnappt sich die Klopapierrolle und beäugt diese, als könnten geheime Informationen eingewickelt sein.

Constantine wendet sich dem Zwerg zu. Flüsternd, damit sein Kollege es nicht hört, stellt er seine Frage erneut.

»So einen Schlüssel, der die Zellen im gesamten Trakt öffnet. Einer vom Sicherheitspersonal hat ihn verloren. Verloren oder nicht verloren, wir suchen jeden Zellenblock ab. Kann sein, dass einer der Häftlinge ihn gestohlen hat.«

Der Stiernacken knurrt. »Du Trottel. Hör auf, den Häftlingen Informationen zu geben.«

»Oh.« Er schnappt nach Luft, wird feuerrot. »Sorry.«

»Ah, interessant.« Constantine nickt verständnisvoll. *Ich glaube, ich kenne diesen Jemand.*

»Argh! Verdammte Tiere seid ihr«, mault der Mann, der seine Zelle durchsucht.

Mit rasenden Herzschlag starrt Constantine zu dem Aufseher. Er hat den Deckel seines Klos angehoben. Er blickt dem Bündel Klopapier entgegen, in welches der Schlüssel eingewickelt ist. *Gott. Bitte hasse mich heute nicht.*

»Könnt nicht einmal die Spülung nach dem Scheißen betätigen. Krimineller Abschaum.« Die Hand des Wärters legt sich auf die Klospülung. Wasser sprudelt.

Hölle.

Stolz ist ein Luxus, den sich ein Sterbender nicht leisten kann. Genau das ist Constantine, solange er hinter Gittern festsitzt. Ein Todgeweihter, der auf den Tag seiner Hinrichtung wartet.

Kaum ist er die Handschelle und die Wärter los, taucht er gegen alle Ehre seine Hand in die Toilette. Willkommen im Königreich der Keime. Ein Paradies für Bakterien, das von Reinigungsmitteln bisher unberührt blieb. Er tastet in der Nässe umher, um Kloppapierfetzen zu erwischen, die nicht weggespült wurden. Er renkt sich fast den Arm aus, so tief schiebt er ihn hinein. Constantine beißt die Zähne zusammen, versucht, sich auf etwas anderes zu konzentrieren, anstatt auf den Gestank, der ihm entgegenschlägt. Er schließt die Augen, betet sich ein angenehmeres Bild in den Kopf.

Der Schlüssel muss da sein. Muss! Er ertastet nichts. Fluchend zieht er seinen Arm aus der Toilette heraus, wendet sich dem Waschbecken zu und lässt frisches Wasser über seine Haut fließen. Er schrubbt, bis er das Gefühl bekommt, sich die Haut abziehen zu können. Trotzdem riecht sein Arm weiterhin nach Urin. Jetzt wäre eine Hinrichtung toll.

Stöhnend legt Constantine den Kopf in den Nacken.

Adieu, Plan A. Er wendet sich den Zeitschriften zu, die auf dem Regal liegen. Hallo, Plan B.

Constantine tigert in der Zelle umher. Wenn er mit klopfenden Herzen auf ein Ereignis wartet, zieht sich die Zeit wie ein Planet in die Länge, der in ein Schwarzes Loch gezogen wird.

Aus den Lautsprechern, die hoch oben an den Wänden haften, ertönt ein Kreischen. »Mehrere Gefangene im Trakt zwei entkommen! Alle Aufseher in Trakt drei bitte kommen!«

Constantine stoppt, schaut zu dem elektrischen Tor, das sich mit einem Dröhnen öffnet. Es ist der einzige Zugang zu dem Gebäudekomplex, in dem er sich befindet.

Die Wachmänner, die zuvor seinen Gang patrouilliert haben, stürmen auf das Tor zu. Ihre Schritte verhallen in der Ferne. Die Sicherheitsschleuse

bleibt offen. Ganz so, wie Constantine es seiner Marionette befohlen hat. Das ist seine Chance. Er zieht seine improvisierten Dietriche aus dem Hosenbund. Die Werkzeuge bestehen aus den Heftklammern seiner Zeitschriften. Die Drähte hat er miteinander verdreht, bis Spanner und Schlosspicker entstanden sind. Seine Finger sind noch immer blutverschmiert, weil das Metall in das Fleisch gedrungen ist und die Nägel eingerissen sind.

Constantine nähert sich der Tür und führt die Werkzeuge in das Schloss, um die Stifte zu lösen. Er zählt die Sekunden. Zehn, zwanzig. Bei sechsundvierzig klickt das Schloss. Die Tür springt auf. Dass er sich von einem Einbrecher hat unterrichten lassen, zahlt sich aus. Die Köpfe der anderen Häftlinge fahren zu ihm herum, glotzen dümmlich drein wie Fische. Der Punk ist der Erste, der zu seinem Gitter hetzt und schreit: »Ey Alter! Lass mich raus!«

Constantine zieht die Tür auf. Ein Schritt näher Richtung Freiheit.

»Hey! Bist du taub? Mach meine beschissene Tür auf!« Der Punk rüttelt an den Stäben, als ließen sie sich dadurch lösen. Er schlägt mit den Fäusten dagegen. Schlägt sie sich blutig. Brüllt lauter, flucht, fletscht die Zähne. Wahn erobert seine Augen. Die Lider reißen auf, sodass seine Augäpfel drohen, herauszufallen.

Constantine verlässt seine Zelle, tritt in den Gang und genießt den neuen Sichtwinkel. Er belächelt die anderen Gefangenen. Keine gute Idee, sie mit Schadenfreude zu verhöhnen. Wenn sein Ausbruch erneut scheitert, landet er wieder hinter Gittern. Er hätte mehr Feinde als vorher.

Sämtliche Insassen treten an ihre Türen, brüllen, um freigelassen zu werden. Ein paar betteln unter Tränen, manche spucken Drohungen, andere bieten ihm Drogen, Geld und eine neue Identität, wenn er sie befreit. Constantine ignoriert ihre Worte. Er steuert auf das geöffnete Tor zu. Dort angekommen, wirft er einen letzten Blick zurück in den Todestrakt, starrt in die vor Wut schäumenden Gesichter der Mörder und Vergewaltiger. Ihre Wangen glühen rot. Krampfadern stechen an ihren Schläfen hervor. Seine Aufmerksamkeit gilt einem glatzköpfigen Fettsack, der ihm am nächsten ist. Dieser Kerl hat damit geprahlt, eine Minderjährige missbraucht zu haben. Ihre Blicke treffen sich.

»Hast du Erfahrung mit Reue gesammelt?«

Der Insasse antwortet nicht. Entweder versteht er bei dem Gebrüll der anderen nichts oder er weiß nicht, was er sagen soll.

»Nein?« Constantine runzelt die Stirn. Geheucheltes Mitleid tritt in seine Miene. »Dann hast du alle Zeit der Welt, Reue kennenzulernen.«

Seine Schläfen kribbeln. Er zwingt dem anderen falsche Emotionen auf. Die Folter setzt ein. Sein Opfer bricht auf den Knien zusammen.

Als Constantine durch die Tür in die Freiheit verschwindet, ist das einzige Geräusch, das er von dem Kerl vernimmt, ein Schluchzen.

Constantine wandert durch den nächtlichen Wald. Die einzelnen Wärter, die ihn bei seinem Ausbruch ertappt haben, manipulierte er, sodass sie ihn entkommen ließen. Keiner rief Verstärkung.

Ewigkeiten sind vergangen, seit er frei durch die Dunkelheit streifen durfte. Vier Jahre hat man ihn wie ein Tier weggesperrt. Ihn wie ein Tier behandelt. Als wäre er der Wolf, vor dem man die Schäfchen schützen musste. Wenn er vor dem Gefängnis kein Raubtier war, ist er es jetzt. Gut so. Er braucht eine Menge Kaltblütigkeit, um Ari niederzustrecken. Weil Ari kein Schaf ist. Die Vorstellung, ihm die Kehle aufzuschlitzen, treibt Constantine an. Stunden verbringt er in seinen düsteren Fantasien, wie er ihm ein Messer zwischen die Rippen jagt, ihm das Herz rausreißt oder Ari mit einem Pistolenschuss die Gehirnmasse aus dem Schädel sprengt. Der Gedanke bringt Constantine zum Lachen und der Nachtwind trägt sein Kichern fort.

Silbriges Mondlicht spiegelt sich auf feuchtem Asphalt. Die Bundesstraße, die quer durch den Forst führt, ist seine einzige Orientierung. Fichten knarzen wegen eines Luftzuges und tragen den Dunst ihrer Zapfen zu ihm. Ein Rascheln ertönt zwischen den Sträuchern, als Nachtvögel aufschrecken. Sie erheben sich in die Lüfte, flattern davon. Ihre Schreie verklingen in der Stille.

Scheinwerfer blitzen in der Finsternis auf. Constantine weicht der Fahrbahn aus, duckt sich in den Straßengraben. Flach atmend bleibt er zwischen nassem Laub und Zweigen liegen. Wartet ab. Das Dröhnen wird lauter. Die Lichter greller. Das Auto rauscht an ihm vorbei. Erst als die Motorgeräusche in der Ferne verklingen, kommt Constantine wieder

auf die Beine. Er klopft sich den Dreck von dem orangen Knastoverall und läuft weiter.

Zwischen dem Nadelgehölz taucht ein Rastplatz auf. Plattgewalzte Erde vermischt mit Schotter. Wurzeln schießen aus dem Untergrund hervor und gesellen sich zu den Steinen an der Oberfläche. Nirgends Gebäude. Ein Minibus steht dort. Ein kunterbuntes Ding, das nicht in die düstere Landschaft passt. Beschmiert mit Neonfarben. #Love, Peace-Zeichen, Regenbögen, Blumen, lachende Smileys, Handabdrücke. Das richtige Folterinstrument für Goths.

Constantine legt den Kopf schief. Weiterlaufen und Zeit einbüßen? Oder diesen Bus stehlen?

Der Bus ist zu auffällig. Wie ein Kleinkind schreit er nach Aufmerksamkeit. Andererseits ... Kein Polizist, der seine Kriminalakte und psychologisches Gutachten gelesen hat, hält ihn für so dumm, mit diesem Fahrzeug zu flüchten. Vielleicht die perfekte Tarnung. Der Boogeyman fährt einen Hippiebus.

Ein Grinsen huscht über sein Gesicht. Constantine löst sich aus seiner Starre und nähert sich dem Fahrzeug. Niemand sitzt hinterm Lenker. Der Bus steht unbewacht da. Als wolle eine übernatürliche Macht, dass er an den Hippiebus gelangt.

Mit angehaltenem Atem zieht er am Türgriff. Die Wagentür öffnet sich mit leisem Klicken. Das ist so verdächtig einfach, dass Constantine vor Misstrauen fast zurückweicht. Wer lässt einen Bus entriegelt und ohne Aufsicht mitten im Nirgendwo stehen? Ist der Fahrer zwischen den Bäumen verschwunden? Wird er gleich zurückkommen und ihn erwischen? Wenn ja, muss er sich beeilen. Solch eine Gelegenheit bekommt er kein zweites Mal.

Entschieden schwingt er sich auf den Fahrersitz und wirft die Tür hinter sich zu. Das Wagenlicht, das beim Öffnen der Bustür aufgeflammt ist, leuchtet das staubige Innere des Busses aus. Furchen verunstalten Lenker und Fahrertür. Ein Traumfänger baumelt am Spiegel. Die Ledersitze sind zerschlissen, sodass Schaumstoff aus aufgeplatzten Nähten quillt und ...
Ist das Blut?

Er verkrampft sich.

Das Polster ist voller rostbrauner Flecken. Der metallische Duft vertreibt

die Vorstellung, das Fahrzeug habe eine friedliche Vergangenheit. Was ist hier passiert? Ist der Besitzer des Fahrzeuges ein geistesgestörter Killer, der vorgibt, ein friedlicher Hippie zu sein? Er könnte Anhalter mitnehmen, um diese im Wagen abzuschlachten.

Constantine reißt den Blick von dem Blutfleck los und richtet seine Aufmerksamkeit auf die Zündung. Der Schlüssel steckt. Er dreht ihn und sowie der Motor aufheult, erhellen die Scheinwerfer die Nacht. Constantine will den Bus zurück auf die Straße lenken, als im hinteren Teil des Fahrzeuges ein Licht aufflammt. Etwas berührt ihn am Hinterkopf. Sein Herz stockt. Er hält den Atem an.

»Steig sofort aus!« Ein Hauch von Aggression schwingt in der Stimme mit. Es ist die Stimme eines Kindes. »Raus!«

Der Druck gegen seinen Hinterkopf nimmt zu. Ein Blick in den Rückspiegel zeigt den Lauf eines Jagdgewehres.

Hinter dem Fahrersitz hockt ein Mädchen. Ihr Haar ist rot wie Kupfer und ihre Augen ... Er hat noch nie solche Augen gesehen. Ihre rechte Iris ist braun, die andere blau.

»Hey! Ich sagte, aussteigen! Verschwinde aus meinem Bus! Los! Hau ab!«

Constantine findet seine Stimme wieder. »Dein Bus?«

Das Mädchen zieht die Lider zusammen, fletscht ihre Zähne. Ihr Griff um das Gewehr verhärtet sich so sehr, dass ihre Knöchel weiß hervorragen. »Ja! Mein Bus!«

Constantine runzelt die Stirn. »Woher bekommt eine Zehnjährige einen eigenen Minibus? Hast du den geklaut?«

Das Mädchen antwortet nicht. Er versucht es erneut. »Leg die Waffe weg. Du bist zu jung, um mit einem Gewehr umzugehen.«

»Ich kann sehr wohl damit umgehen! Mein Dad hat mir das Schießen beigebracht. Außerdem bin ich zwölf und nicht zehn!«

Constantine seufzt angestrengt. Als ob die paar Jahre einen Unterschied machen. »Okay ... wo sind deine Eltern?«

»Sei froh, dass mein Dad nicht hier ist! Mein Dad tut dir höllisch weh. Er tötet Leute. Er ist ein gefährlicher Mann. Er ist der meistgefürchtete Mann in den USA. Ach was, auf der ganzen Welt. Mein Vater hat gegen zwanzig Männer gekämpft und gewonnen. Er war unbewaffnet. Er hat

die Angriffe eines hungrigen Bären überlebt. Er hat gegen Polizisten und gegen Soldaten gekämpft und ist entkommen. Außerdem hat mein Dad Chuck Norris zu einem Kampf herausgefordert. Kein Scherz. Hat er wirklich. Und Chuck Norris hat den Kampf abgelehnt, oh ja! Also fass mich nicht an oder ich sag es meinem Vater. Jetzt steig aus meinem Bus!« Constantine blinzelt. Es wird immer verrückter. »Weißt du, wie man den fährt?«

»Klar! Ich habe die gesamten Vereinigten Staaten damit durchquert.«

Er zieht eine Augenbraue in die Höhe. »Und keiner hat versucht, dich zu stoppen?«

Ein Grinsen, genauso gefährlich wie sein eigenes, macht sich auf ihrem Gesicht breit. »Ich bin nicht doof. Bevor ich losfahre, schminke ich mich, damit ich erwachsen aussehe.« Wieder stößt sie ihm den Lauf der Flinte entgegen. Der Druck ist so grob, dass es wehtut. »Jetzt verschwinde!«

Constantine zögert keine Sekunde. Sein Angriff kommt schlangengleich. Seine Hand schießt nach hinten, an der Kopfstütze des Fahrersitzes vorbei. Er umschließt den Lauf der Waffe, der gegen seinen Hinterkopf drückt und reißt daran. Entwaffnet sie.

Nun, da sie ihre einzige Waffe an einen Fremden verloren hat, ist sie nicht mehr so vorlaut. Sie weicht nach hinten in den Bus zurück. Ihr Blick sticht wie Nadelspitzen. Zornesfalten verunstalten ihr Kindergesicht.

Constantine öffnet die Flinte und lacht. »Das Gewehr ist nicht einmal geladen.«

»Die Munition ist alle«, gibt sie zähneknirschend zu. Trotzig reckt sie das Kinn vor. »Aber ich habe noch mehr Waffen. Du solltest lieber verschwinden.«

Wieder verhöhnt er das Mädchen mit leisem Gelächter. »Wirklich?«

»Ja. In einer Kiste.« Kaum gesagt, klappert schon das Metall. Statt sie weiter nur durch den Rückspiegel zu beobachten, wendet er sich zu ihr um und legt die Stirn in Falten. Unter einer Koje, in der sie wohl schlief, als er eingebrochen ist, zieht sie eine Metallbox hervor und macht sich daran zu schaffen, indem sie mit einer Haarnadel am Schloss herumfummelt.

Als sie Minuten später immer noch erfolglos an der Kiste herumhantiert,

dreht Constantine den Kopf nach vorn und lächelt in sich hinein. »Ach, Schlösser knacken kannst du auch nicht?«

»Lach du nur. Ich hab es gleich.«

Er wartet weitere Minuten, ohne dass das Mädchen die Box öffnet. Die Situation wird von Mal zu Mal lächerlicher. Er schüttelt den Kopf, schnaubt. Chuck Norris. Wo hat sie diesen Namen aufgegriffen?

»Hast du es mal mit einem Schlüssel versucht?«, neckt er sie spöttisch.

»Wir können den Schlüsseldienst rufen.«

»Den Schlüssel hab ich nie gefunden«, beschwert sie sich. Sie stöhnt genervt auf und schmeißt die Box zusammen mit der Haarnadel achtlos zur Seite. Das Metall scheppert gegen ein Regal. »Schnupfkraut!«

»Was?«

»Dad sagte, ich soll nicht mit harten Wörtern fluchen.«

Einen Moment sind beide stumm. Dann spricht das Mädchen wieder. Dieses Mal in einem ruhigeren Ton. »Könntest du bitte den Bus verlassen?«

»Ich brauche ihn«, antwortet er. »Ich mach dir einen Vorschlag. Ich bringe dir bei, Schlösser zu knacken, und du lässt mich deinen Bus benutzen. Du bekommst ihn zurück, sobald ich ihn nicht mehr brauche. Deal?«

Während sie Pros und Kontras abwägt, mustert er die Box, die sie aus Wut fortgeschmissen hat. Das Metall ist zerbeult. Das gerade war wohl nicht ihr erster Versuch, an die Waffen zu gelangen. Wo ist ihr Vater? Und wieso hat er die Waffen dagelassen? Bei einem Kind!

Sie klang verzweifelt, als sie über ihren Vater sprach. So einen übertriebenen Einschüchterungsversuch macht nur jemand, der weiß, dass die Eltern nicht zurückkommen, um einen zu beschützen. Außer ihre Worte und Bluffs hat sie keine Verteidigungsstrategien.

»Okay. Aber nur, wenn du mir beweist, dass du Schlösser knacken kannst.«

Er nickt. »Gut. Gib mir die Box. Und zwei Haarnadeln. Mit einer funktioniert es nicht. Oder zwei Büroklammern, wenn du welche hast.«

Das Mädchen zögert. Offenbar gefällt ihr der Gedanke nicht, einem Fremden, der Schlösser aufbrechen kann, eine Box voller Waffen zu geben. Trotzdem steht sie von der Schlafnische auf und greift sich Kasten

und Haarnadel. Eine zweite Nadel zieht sie aus ihren Strähnen. Sie reicht ihm alles.

Constantine stellt die Kiste auf seinen Schoß und biegt die Haarnadeln zurecht. Verdammte Scheißteile. Sie sind zu hart, lassen sich schwer verformen. Schließlich schafft er es, sie in Form zu bringen, und führt sie in den Schließzylinder ein. Wenige Minuten später springt das Schloss auf. Constantine öffnet den Deckel. Seine Augen weiten sich.

Das Mädchen hat nicht gelogen. Sie ist tatsächlich im Besitz gefährlicher Waffen. Er kennt sich zwar nicht mit Schusswaffen aus, aber ihm gelingt es, die eine als Glock und die andere als eine vom Hersteller Beretta zu identifizieren.

Das Mädchen beugt sich begierig über den Fahrersitz und betrachtet die Schusswaffen. Sie greift über Constantines Schulter, um sich die Glock zu schnappen. Ehe ihre Finger die Pistole erreichen, klappt er die Box zu. Das Schloss rastet ein.

»Oh nein. Das ist nichts für kleine Kinder.«

»Ich bin kein kleines Kind!«, schreit sie. »Warum machst du die zu? Die Glock und die Beretta gehören mir! Ich weiß, wie man damit umgeht! Mein Dad hat es mir beigebracht! Keine Angst, ich schieß nicht auf dich. Außer du greifst mich an.«

»Ich sagte, dass ich dir Schlösserknacken beibringe und demonstriere. Nicht, dass ich die Box für dich öffne«, ruft er ihr in Erinnerung und reicht ihr die verschlossene Kiste zusammen mit den verformten Nadeln nach hinten. »Jetzt entspann dich, Kleine. Lehn dich zurück und schlaf von mir aus. Das wird eine lange Fahrt.«

»Wohin willst du?« Stirnrunzelnd betrachtet sie den orangen Overall. Ihre Augen vergrößern sich. »Du bist aus dem Knast ausgebrochen.«

»Ja. Und du bist vermutlich auch abgehauen. Verurteile mich nicht.«

Das Mädchen schluckt schwer, kaut auf den Lippen. Sie umklammert die Kiste mit den Waffen fester. »Warum warst du dort?«

»Steuerhinterziehung.«

Das Mädchen schenkt ihm einen besserwisserischen Blick. »Haha.«

Constantine presst die Lippen aufeinander, starrt aus dem Fenster. Das Scheinwerferlicht des Busses vertreibt die Dunkelheit. Ihr die Wahrheit zu sagen, kommt nicht infrage. Lieber fängt er sich eine Kugel aus ihrem

Waffensortiment ein.

»Jetzt sag schon! Ich lass keinen Kinderschänder in meinen Bus. Wenn du den Deal willst, muss ich dir vertrauen.«

Constantine presst die Lippen aufeinander, versucht, sein Pokerface beizubehalten, das die Kleine so forschend beobachtet.

»Ich habe Autos geklaut. Alles klar? Ich stehle deinen Bus nicht. Versprochen.«

Sie überlegt kurz, nickt. »Wie ist dein Name?«

»Constantine.«

Sie starrt ihn an.

Er starrt zurück.

Sie glotzt noch immer. Blinzelt. Grinst. Ihre Wangen glühen rot.

Er zieht die Stirn kraus. »Was?«

»Du meinst sicher Istanbul und nicht Konstantinopel.«

Die Melodie, die ihr als Nächstes über die Lippen kommt, lässt Constantine stutzen. »Das Lied ist das Erste, das dir bei einem Kriminellen einfällt?«

Sie kämpft gegen ein Kichern an, zuckt die Schultern. »Ja?«

Schon jetzt schüttelt er genervt den Kopf. »Und dein Name ist ...?«

»Lucy ...« Ihre Pupillen zucken umher, als suche sie nach einer Antwort. Ihre Augen bleiben an dem mit Federn geschmückten Traumfänger hängen, der am Rückspiegel baumelt. »... Feather.«

Schweigen.

Constantine blickt zwischen ihr und dem Traumfänger hin und her. Er hebt eine Braue.

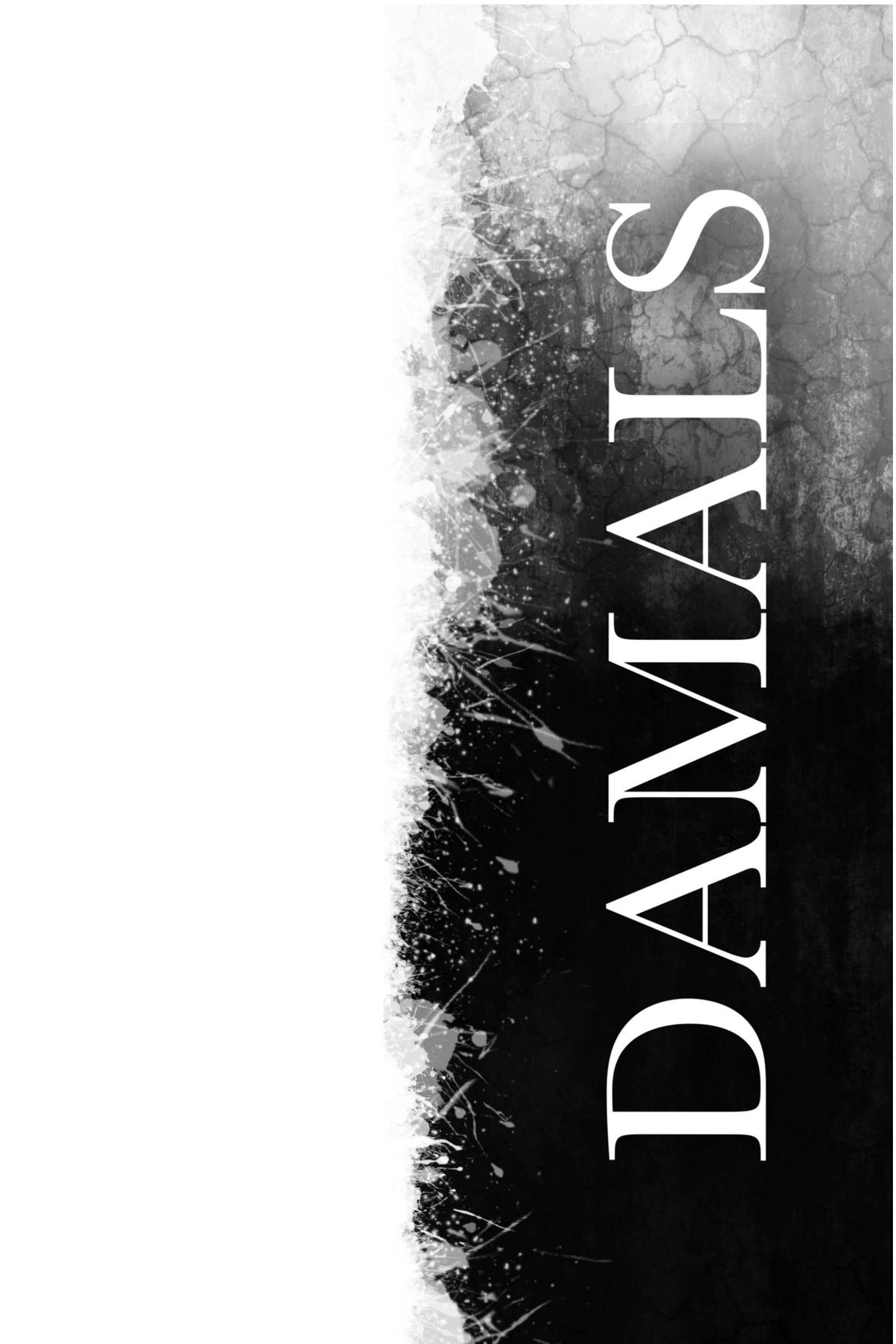
Das Mädchen knetet nervös die Finger. »Und was hast du jetzt vor?«

Constantine senkt die Lider. Seine beste Freundin treffen. Jennifer. Sie hat Informationen zu Ari. Mit ihrer Hilfe wird er ihn finden. Und töten.

»An der Grenze zu Kanada wohnt eine Freundin. Sie kann mir helfen.«

Das Mädchen runzelt die Stirn. »Bei was helfen? 'ne Bank ausrauben? Gefälschte Ausweise bekommen? Oder Waffen?«

Constantine rollt die Augen. »Knapp daneben. Sie und ich werden die Weltherrschaft an uns reißen.«



DAMNALS

13. September 2014

Sal

Arthur Whiteley lebt für das Theater. Wenn er in eine Rolle schlüpft, verschwindet sein gequälter Gesichtsausdruck hinter einer undurchdringlichen Maske.

Sal ist mit wenig Begeisterung bei der privaten Probe dabei. Er liegt auf Aris Bett, starrt auf seinen Text und würde ihn am liebsten verbrennen. Hamlet. Wie viel Pech oder Glück hatte er, um die Zweitbesetzung der Hauptrolle zu werden? Seine Lehrerin beabsichtigt, dass Sal sich mit dieser Rolle in die Klasse integriert. Er als der Neue hat es laut ihr nötig, sich sozial einzubringen.

Ari ist der Einzige, mit dem Sal in den letzten Tagen abhing. Als Schülersprecher hilft er Sal, wann immer er sich in der Schule verläuft. Es war auch Ari, der ihn zuerst einlud. Und sei es nur wegen dieser öden Theaterprobe.

Ari geht in seinem Zimmer auf und ab. Die Dielenbretter ächzen bei jedem Schritt.

An den holzvertäfelten Wänden hängen Bücherregale, aber auch Schaufenster mit toten Käfern, Schmetterlingen und Spinnen. Des Weiteren Glaskästen, in denen Schlangenhäute und Pflanzen zur Schau stehen. Raubtierschädel, Skelette und ausgestopfte Tiere nehmen die Fensterbretter ein.

Ari kratzt sich den Hals, lockert seinen Hemdkragen. Er spricht Claudius Worte vor sich hin, bringt die richtige Menge an Emotionen ein. Ein Grinsen huscht über sein Gesicht, das man sowohl als drohend als auch arrogant deuten kann. Es ist seltsam zu sehen, wie der netteste Schüler die Rolle eines Schurken so überzeugend spielt.

Hin und wieder stockt er, sieht auf die Blätter in seiner Hand und fährt fort. Mittlerweile ist er an der Stelle angekommen, an der Claudius den König, seinen Bruder, ermordet, um dessen Platz auf dem Thron einzunehmen.

Sal seufzt, lässt seinen Text aus den Händen gleiten, sodass dieser zu Boden fällt. »Mir ist langweilig.«

Ari stoppt in seinem Lauf. Seine Worte verstummen. Die grausame Miene von Claudius verblasst. Er schluckt schwer und presst die Lippen aufeinander. Reumütig blickt er zu Boden. »Tut mir leid. Ich sollte dich bei der Probe einbeziehen. Es ist unhöflich von mir, dich zu ignorieren, wo ich dich doch eingeladen habe. Wir können zu der Stelle vorspringen, wo unsere beiden Rollen aufeinandertreffen.«

»Daran liegt es nicht. Mich kann man nicht für Klassiker, Gedichte oder Theaterstücke begeistern.«

Sal richtet sich auf Aris Bett auf. Im Schneidersitz setzt er sich auf die blumengemusterte Bettwäsche. »Ich bin eher der Nerd, der Marvel-Comics bevorzugt. Oder Science-Fiction-Bücher. Apropos Bücher ...«

Sal hievt sich vom Bett und tritt an Aris Bücherregale. Unmengen von Klassikern. *Der Glöckner von Notre Dame*, *Frankenstein* sowie *Dr. Jekyll und Mr. Hyde*. Sal zieht einen Roman hervor, liest den Klappentext. Die Biografie einer fünfzigjährigen Hausfrau, die beschließt, Schafhirtin zu werden ...

»Bevor es peinlich wird ...«, setzt Ari mit einem Räuspern an, »ein paar Bücher hat mir meine Schwester geschenkt. Diese ganzen albernem Familiendramen habe ich nie gelesen. Ich interessiere mich nur für Klassiker. Meine Schwester meint, mir Bücher schenken zu müssen, damit ich Ansichtsweisen anderer Menschen nachvollziehen kann.«

»Ist doch gut.«

»Nicht wirklich.« Ari schnaubt bitter. »Fremde Einflüsse verdrehen den eigenen Verstand. Man bekommt nur Zweifel an dem, was man selbst für moralisch richtig hält. Lässt man zu, dass andere einem ihren Standpunkt in den Kopf pflanzen, denkt man wie alle anderen. Man folgt dem Mainstream. Zu faul, selbstständig zu denken und zu feige, zu seiner Meinung zu stehen.«

Sals Grinsen wird breiter. »Eine schöne Art zu sagen, dass dich andere Meinungen einen Scheißdreck interessieren.«

Ari bringt ein Glucksen zustande.

»Immerhin«, fährt Sal fort, »du hast eine Schwester, die dir Bücher schenkt. Sie muss großartig sein.«

Ari zuckt kaum merklich zusammen. Er schluckt schwer, bemüht sich

seine Fassung wiederzuerlangen.

»Was ist?«

»Nichts.« Aris Wangen glühen rot und er weicht seinem Blick aus.

»Alles gut.«

Achselzuckend dreht Sal sich dem Regal zu, das mit dicht aneinandergereihten Buchrücken befüllt ist. Lederne Einbände mit vergoldeten Prägungen reihen sich aneinander. Der Duft vergilbter Seiten schwängert die Luft. Ein Dunst von Kräutern mischt sich hinzu, als ob Ari Pflanzen zwischen den Buchdeckeln presst. Sals Finger gleiten über die Einbände, bis sie bei einem Roman hängen bleiben, der vom Titel her am ehesten nach Science-Fiction klingt. Er zieht ihn heraus. Ein kurzer Blick auf den Klappentext und Sal grinst dämlich. »Kann ich mir das ausleihen? Das mit den Superhelden?«

»Behalt es. Ich hasse Superhelden.«

Sal legt das Buch zur Seite und durchsucht das Regal nach anderen Geschichten. Sci-Fi-Romane gibt es kaum. Die, die Ari besitzt, sind Bestseller, die Sal vor Jahren gelesen hat. Jedes einzelne Buch davon sieht aus wie neu. Als habe Ari sie einmal im Leben angerührt und das nur, um sie ins Regal zu verfrachten, wo sie mit der Zeit verstauben.

»Du musst dieses Buch lesen.« Sal zieht den betroffenen Roman aus dem Regal und zeigt ihn Ari. »Die beste Superhelden-Geschichte, die ich gelesen habe. Das reicht nah an die Wirklichkeit heran. Der Autor erklärt, wie man mit Naturwissenschaften Superkräfte erhält. Die machen das mit Gene-Editing. Die manipulieren die DNA eines Embryos in einem Reagenzglas und pflanzen den später in die Gebärmutter einer Leihmutter ein. Der Kerl wird geboren, wird älter und erfährt, dass er durch diese Experimente Kräfte der Tiere besitzt, deren Gene man ihm eingefügt hat. Coole Sache. Vor allem, weil man das in die Realität umsetzen könnte, wenn man die nötigen Mittel hätte.«

Ari erbleicht. »Hör auf zu reden.«

Sal schüttelt den Kopf. Er ist zu sehr in Ekstase, als dass er Aris Wunsch berücksichtigen kann. Sein Herz rast, der Puls pocht in seinen Ohren. Dämmlich von einem Ohr zum anderen grinsend, kneift er die Augen zusammen und beginnt zu schwärmen. »Ich liebe Naturwissenschaften. Genmanipulation ist unglaublich faszinierend. Mit Genforschung hat

man so viele Dinge möglich gemacht, von denen niemand glaubte, sie würden jemals Wirklichkeit. Mittlerweile schaffen Forscher es, Labortiere zum Leuchten zu bringen. Sie setzen ihnen die fluoreszierende DNA von Quallen ein. Selbst Lebensformen wie Plattwürmer besitzen Gene, die dafür sorgen, dass ihr Kopf zusammen mit jeder Erinnerung nachwächst, wenn sie den verlieren. Hast du von der Quallenart *Turritopsis dohrnii* gehört? Diese Tiere sind unsterblich! Jedes Mal, wenn die Qualle alt wird, verjüngt sie sich und wird wieder alt. Und immer so weiter. Was, wenn man die Gene von Eidechsen oder Zebrafischen irgendwie auf den Menschen überträgt? Dann könnten ihre abgetrennten Gliedmaßen nachwachsen. Jetzt stell dir vor, was die Wissenschaft der Zukunft alles erreicht, wenn man bessere Technologien entwickelt. Sie könnten mithilfe der Genmanipulation Superhelden schaffen. Das ist so ... aww.« Es gibt kein passendes Wort, um dieses Gefühl der Euphorie zu beschreiben. »Ich liebe es.«

Ari stolpert vor Sal zurück, als wäre ihm schwindlig. Unbeholfen stützt er sich an der Kante seines Schreibtisches ab.

Sal legt den Kopf schief. »Alles gut?«

»Was? Ähm ... ja, alles bestens.« Ari räuspert sich und strafft die Schultern. »Ich muss meinen Text lernen. Du lenkst mich ab. Geh bitte. Wir sehen uns morgen in der Schule.«

»Du hast das halbe Schuljahr Zeit, um deinen Text zu lernen.«

»Verdammt, Constantine.« Aris eindringliche Stimme verbietet weitere Einwände. »Geh. Jetzt. Und nimm dieses Buch mit. Ich brauche diesen Mist über Superkräfte nicht.«

Wie vor den Kopf geschlagen, glotzt Sal ihm entgegen. Was soll das? Er hat Ari nicht beleidigt. Seufzend gibt er nach. Er nickt, greift sich den Roman vom Bett und geht zur Zimmertür. »Wir sehen uns.«

17. September 2014

Ari

Schweigend laufen beide Teenager die Straße entlang. Zusammen müssen sie ein widersprüchliches Bild ergeben. Ein Bild aus Weiß und Schwarz. Sal, bleich, mit schlohweißem Haar und hellen Iriden. Und Ari mit seiner gebräunten Haut, den rabenschwarzen Locken und dunkelblauen Augen. Sie sind wie Tag und Nacht. Licht und Finsternis. Gut und Böse. Wie Hamlet und Claudius.

Seit dem Nachmittag, als Sal von Superkräften schwärmte, sehnt sich Ari nach getrennten Schulwegen.

Ari war erst nach drei Tagen genehmigter Freistellung zur Schule zurückgekehrt, als er Sal kennenlernte. Er dachte, Zeit mit ihm zu verbringen, wäre eine gute Ablenkung. Ein Fremder würde keine Fragen darüber stellen, ob mit Ari etwas geschehen ist. Warum er so verbittert ist. So niedergeschlagen. Doch mit »Superkräften« hat Sal seinen wunden Punkt getroffen. Es wäre vernünftiger, dem neuen Schüler aus dem Weg zu gehen, bevor er mit seiner Besessenheit über Superkräfte weitere schlechte Erinnerungen wachruft. Vielleicht sollte er seine Mom bitten, dass er die Schule wechseln darf. Ein Neuanfang könnte helfen. Doch Aris Überlegungen sind leere Wunschvorstellungen und dieser Sal Constantine bleibt seine Realität.

Nach mehreren Minuten Fußmarsch verlassen sie die Innenstadt. Der Verkehr nimmt ab. Läden schwinden. Büsche mit weißen und roten Rosen zieren den Wegrand. Die roten sehen aus, als hätten sie ihre Wurzeln in die Körper ihrer Opfer geschlagen, um sich mit deren Blut vollzusaugen. Auf Sals Seite schießen Ahornbäume in die Höhe, deren Blätter orange verfärbt sind. Das Laub, das von der Septemberbrise von den Ästen gerissen wurde, knistert unter ihren Füßen. Zweige brechen wie das Genick eines Vogels.

»Du redest kaum, seit wir uns bei dir zu Hause getroffen haben«, entgegnet Sal und bleibt stehen.

Ari stoppt und wendet sich seinem Begleiter zu.

»Was ist los?«, hakt Sal nach.

»Nichts.«

»Irgendwas habe ich bei der Theaterprobe gesagt. Etwas, was dich verrückt gemacht hat. Sprich mit mir. Wenn wir nicht darüber reden, steht es uns nur im Weg.«

»Mir geht es gut.«

Sal holt tief Luft, zögert einen Augenblick, als sei er unsicher, ob er fortfahren soll. »Ich ... ähm ... ich habe Gerüchte gehört. Klassenkameraden reden eigenartiges Zeug über dich.«

Ari schluckt schwer. »Was hast du gehört?«

Sals Schultern verspannen sich. »Dass sich dein Vater umgebracht hat. Manche sagen, es war eine Überdosis Drogen. Andere behaupten, er hat sich aufgehängt.«

»Das ist nicht wahr!«, giftet Ari. »Mein Vater war kein Junkie. Er war Wissenschaftler. Er ist tot, weil er mit seinen Experimenten zu weit gegangen ist. Es war ein Unfall. Kein Selbstmord.«

Ari verstummt. Verdammt. So aggressiv wollte er nicht werden. Er beißt sich auf die Lippen und weicht einen Schritt vor Sal zurück.

»Tut mir leid.« Mitleid tritt in Sals Miene. »So, wie du ihn verteidigst, standet ihr euch nahe.«

»Ich wünschte, wir hätten uns näher gestanden. Aber ...« Ari zuckt die Schultern. Er lächelt das Bedürfnis zu weinen weg. »Er war zu sehr in sein Projekt vernarrt.«

»Was hat er erforscht?«

Ari erstarrt. Seine Muskeln verkrampfen und für einen Moment vergisst er, nach Luft zu schnappen. »Nichts Wichtiges.«

Sal legt den Kopf schief. »Wäre ihm das Projekt nicht wichtig, hätte er seine Familie nicht vernachlässigt.«

»Das war Mist. Echt. Nicht der Rede wert.«

Schnaubend wendet sich Ari ab. Sein Körper zittert. Er verschränkt die Arme vor der Brust, als würde das gegen das Beben helfen. Unbeirrt breitet sich das Zittern bis zu seinen Lippen aus. Als wollten die Worte seinen Mund verlassen. Vielleicht wäre es das Beste, die Wahrheit jemandem anzuvertrauen. Dann wäre er mit der Bürde des Wissens nicht allein. Ari schließt die Lider und seufzt. »Mein Dad hatte diese Theorie,

dass Mutationen übernatürliche Fähigkeiten hervorbringen. Er forschte nach etwas, was die DNA gezielt mutieren lässt, sodass keine Missbildungen, sondern Talente geschaffen werden. Er war besessen. Verrückt. Und er war von sich überzeugt. Er erfand ein Serum und injizierte es sich. Es hat ihn umgebracht.«

Sal reißt die Augen auf. Seine Kinnlade klappt hinunter. »Du meinst ein Serum für Superkräfte? Wie Selbstheilung und Unsterblichkeit?«

Ari beißt sich auf die Lippen. Er bereut, Sal davon erzählt zu haben. »Mein Vater war verrückt.«

»Hatte er Erfolg?«

»Was weiß ich? Er sprach mit niemandem darüber. Seine Forschungsergebnisse waren geheim. Er hatte Angst, ein anderer Wissenschaftler käme ihm zuvor. In der Sache war er paranoid. Dass sein Projekt von Superkräften handelte, hat er nicht einmal seiner Familie anvertraut.« Ein abfälliges Schnauben dringt ihm aus der Nase. Ari geht weiter und kickt einen Stein fort, der ihm im Weg liegt. »Ich erfuhr es zufällig. Du kannst dir denken, was geschah: Ein Wissenschaftler versucht, das Unmögliche wahr zu machen, arbeitet Jahre daran und scheitert immer wieder aufs Neue. Mein Dad wurde depressiv, zog sich von der Familie zurück und ließ niemanden an sich heran. Er begann mit der Trinkerei. Einmal fand ich ihn angetrunken vor und da wurde er redselig. Er erzählte alles von seinem Projekt, erzählte mir von den Dateien, den Versuchsratten. Er erklärte mir, wie MinIONS funktionieren und was artübergreifende Genetik ist. Wie DNA eingelesen wird, und sprach über ... äh ... keine Ahnung ... Cripser? Nein, nicht Cripser. Ich glaube CRISPR-Cas9. Ich verstand nichts außer den paar Begriffen. Ich kapiere Wissenschaft nicht.« Grummelnd schiebt Ari die Hände in die Hosentaschen. Er rümpft die Nase. »Darüber habe ich nicht einmal mit meiner Mom oder meiner Schwester gesprochen. Behalte das bitte für dich, Sal. Ich will nicht, dass sich das herumspricht und alle meinen Dad einen Irren nennen.«

Sal nickt. »Kein Wort. Versprochen.«

»Kurz vor seinem Tod«, fährt Ari fort, »da war er euphorisch. Er hielt nicht still, er redete zu schnell, als dass man ihn verstand, und wenn er sich Notizen machte, waren sie nicht zu lesen. Ich dachte, er hatte einen